

Die Tochter des Abgeordneten.

Roman von
Georges Ohnet.

Autorisierte Uebersetzung von
Emmy Becher

(2. Fortsetzung.)

Fraulein Courcier schien noch nicht ganz beruhigt zu sein, aber sie legte keine weitere Mißtraue für den jungen Mann ein. Ihr Gefühl sagte ihr, daß es räthlich sei, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, und die Aufmerksamkeit ihres Vaters von diesem Gegenstande abzulenken, und so brachte sie die Politik auf's Tapet, indem sie sich nach dem neuesten Stande der Ministerkrise erkundigte. Da Courcier sich seit zwei Jahren um einen Ministerposten bemühte, ward er sofort bereit und verbreitete sich in bitteren Betrachtungen über die Unabwärtbarkeit der Menschen. Dieser Jacquinot, der jetzt mit Bildung eines Cabinets betraut war, den hatte er geschaffen, ihm den Biegel gehalten, ihn in den Sattel gehoben — was wäre Jacquinot ohne ihn? Ein Wirtschaftspräsident, eine Zahl bei der Abstimmung, ein kleines Commissionmitglied, ein kleines Nichts! Und er, Courcier, der aus den Trümmern der Fortschrittler und Freisinnigen eine Utilitäre Gruppe — mit dem großen U — geführt und diesem Jacquinot die Führung übergeben hatte, er hatte diesen Streber die Leiter gehalten, ohne die er noch lange, vielleicht sein ganzes Leben hindurch, unbemerkt dahingefahren wäre. Und dieser unbedarftige Jacquinot, der, dank einiger glücklicher ausgeführten Vorzimmermandate, in wenigen Monaten der Unentbehrliche geworden war, veragte seinen Betreuer, den klugen, hilfsbereiten Genossen der bösen Tage. Denn das waren sie — hatten sie doch gemeinsame Haft erduldet. Am 16. Mai waren sie in nämlichen Zug abgereist, um sich in einer Panik, die nachher rasch genug verflohen war, den Chicanen der „sittlichen Ordnung“ zu entziehen. Und nun hatte dieser Mann nicht einmal ein arbeitsfähiges Stück Maroquinleder für seinen Courcier übrig; in der Combination worin er mit großartigem Aufwand von Zeit gemieteter Droschken arbeitete, fehlte Courcier's Name, nicht einmal ein Unterhaarssekretärsposten fiel für ihn ab! Donner und Doria! Das freilich war ja richtig, Courcier war kein Redner.

„Du behauptest Dich auf der Rednerbühne nicht länger als eine Viertelstunde!“

„Das war das Wort, das ihm Jacquinot hinwarf, so oft er ihn drängte, nun auch ihm in den Sattel zu helfen.“

„Wie würdest Du's angreifen, um eine störrische Majorität müde zu machen? Man muß sie durch ein endloses Phrasenrollen hypnotisiren, wie die Amme mit sinnlosen Reimen das Kind in Schlaf lullt, wenn es jault!“

„Ja, wie würdest Du's angreifen? Das war der wunder Punkt! Nicht um Fähigkeit handelte es sich, um Zuhörerschaft! Dabei mußte man doch ganz gut, daß Courcier saubere Hände hatte; er war arm und rümpfte sich bei den — wie viele konnten ihm das nachthun? O, wenn er daran dachte, ließ ihm die Galle über. Freimaurer einer hervorragenden Loge, ein in der Wollgefehrter Freigeist, ein Socialist, der entschlossen war, das Capital unter das Volk zu theilen, um so mehr, als er selbst keine Befehle, ein Mann, der das Leben als seiner Wähler hinopferte, wenn die Republik bedroht wäre, er blieb, was er war — ein einfacher Schriftführer der Utilitären Gruppe! All seine alten Kameraden aus dem Cafe Procope sah er verortet, auf wichtige Posten gestellt — als Gouverneur in den Colonien, Stadthalter, die wie Bienenkönige aehnten wurden, Kammer- und Senatspräsidenten, alle hatten sie ihre Schürzen ins Trockene gebracht, ihre Ziele erreicht, schwammen in Glück und Wohlleben, und er — er hatte nichts!“

„Es kamen Stunden, wo ihn Koboldriege begriff, so oft er dem Traum nachhing, auf dem Concordienplatz, der Brücke gegenüber, eine unerschütterliche Guillotine aufzustellen und das Gerächsel der Revolution wieder zu Ehren zu bringen. Er war verblüht, vor Hoff zerfallen. Der Tochter gegenüber verhehlte er seine bösen Gedanken, seine Nachgefühle, denn sein Herz hing ängstlich an ihr und er war als Familienvater rechtschaffen und achtbar genug, um dieses leuchtende Frauenherz nicht durch die Saat des Hoffes vergiften zu wollen; über diesen Jacquinot beklagte er sich aber auch bei ihr.“

„Bereiffst Du denn das! Ein Mensch, der seine Füße so häufig unter vnkern Tisch, aehret dich, damals, als er gänzlich abgebrannt war, noch seine Zeitung besah, kaum ein Obdach hatte und von seinen Gläubigern aehret wurde; dieser Mensch behandelte mich jetzt, als ob ich nicht für ihn da wäre! Was, ich sollte mich nicht länger als eine Viertelstunde auf der Rednerbühne halten können! Warte nur, warte! Ich werde Dir eine Rede ausarbeiten über die Trennung von Staat und Kirche, eine jener Reden, die einsehender wie ein Blick, zur Aufhebung der Störung führen, Verfallsurtheile ent-

stern, eine Rede, durch die man Minister wird! Oh! Dieser Jacquinot! Wenn ich ihn fürzte?“

„Ach, Papa!“

„Er brachte den Abend damit hin, Zukunftspläne zu schmieden und seinen einzigen Kumpan herunterzuarbeiten. In seinen Träumen erblickte er sich schon als Präsidenten der Republik — warum auch nicht? Mein Gott! Wie leicht konnte man jetzt dazu gelangen! Ein glücklicher Zufall, nicht wahr? Der Ruf der Unbedachtlichkeit, bewährter Rechtschaffenheit, in einer Zeit, wo so viele Gewissen belastet waren und in banger Scheu vor dem Untersuchungsrichter zitterten, was brauchte es denn mehr? Als er sich dann frühzeitig zur Ruhe begab, hatte er den neuen Hausgenossen ganz vergessen.“

Um so mehr beschäftigte sich die Tochter mit ihm. Wer war dieser junge Mann? Woher stammte er? Was wollte er? Hieß er auch wirklich Gervais? Seine Anwesenheit bei den Festen in Toulon auf einem Schiff der Kriegsmarine deutete auf eine bevorzugte Stellung in der Gesellschaft; seine Erscheinung, seine Haltung, seine Kleidung bezeugten, daß er einer vermögenden Familie angehören mußte, sein feines, verbindliches und bescheidenes Benehmen sprach dafür, daß er eine vortheilhafte Erziehung genossen hatte. Und ein paar Tage nach ihrer Begegnung bezog er eine höchst ansehnliche Wohnung in der Spontinstraße — so verständig, so unbefangenen und so wenig romantisch ein Mädchen auch sein mochte, es wäre ein Wunder gewesen, wenn sie sich darüber nicht ihre eigenen Gedanken gemacht hätte. Zum ersten Mal im Leben war sie so aufgeregt, um Schlaf finden zu können, und lag diesen Gedanken nachhängend, noch lange nach im Bette.

Bis hierher hatte sie vom Glück außer der Liebe und Güte ihres Vaters wenig kennen gelernt. Schon als kleines Kind hatte sie die Mutter verloren und deren Mangel dem Herz der Waisen die Sonne raubt. Den etwas zentralen Haushalt des Vaters besorgte eine alte Dienerin, der sie auf Schritt und Tritt nachtrippelte. Ihrer Sehnacht nach weicherer Liebe ward nicht geboten als die Färslichkeit der alten Magd, womit ihr Herzhchen sich wohl oder übel begnügte. Man wechselte damals häufig die Wohnung — es war nicht immer leicht, die Miethe aufzubringen. Courcier war Redakteur einer Zeitung, deren Herausgeber die darin gepredigte Brüderlichkeit und Gleichheit vorzüglich illustrierte, indem er den Gewinn einstreckte, in eleganten Wagen fuhr und es seinen Mitarbeitern überließ, zur Essenszeit den Gürtel fester zu schnallen und dem Omnibus nachzugehen, bis ihnen die Zunge herausging. Zum Glück war Courcier nicht nur Freizeitschriftsteller, sondern auch Geschäftsmann; er war Agent einer großen Fabrik in Caudebec und handelte für die besten Geschäfte mit Apfelwein und Liqueuren. Dem Nährvater des edlen Apfelsaftes also hatte er es zu verdanken, daß er im Dienst seines angebeteten Blanqui nicht Hungers sterben mußte. Denn Blanqui war sein Gott, oder richtiger gesagt, sein Geld. In überwallender Begeisterung hatte er einst dem alten Revolutionär selbst gesagt: „Meister, Ihr seid mein Gott!“ Der hatte ihn mit seinem Dictatorauge von der Seite angeblickt und herb erwidert: „Bürger, Ihr sagt in einem Aehnerzuge zwei große Dummeheiten. Ich kann weder Euer Meister noch Euer Gott sein, denn es giebt keinen Gott und keinen Meister!“ Courcier hatte sich diesen Ausspruch hinter die Ohren geschrieben und den verehrten Blanqui von da ab nur noch „den Vater“ genannt.

Als dieser Erreuerer der Gesellschaftsordnung seinen sterblichen Leib der Erde übergeben hatte, war es Courcier gewesen, der sich seiner Lehre bemächtigt, sie im Club, in den Zeitungen, in Volksersammlungen in diesem Glauben als die allein seligmachende Wahrheit gepredigt hatte. In blindem Glauben — denn was wäre ein Glaube, der erst prüft? Courcier war allen Ernstes überzeugt, daß die Religion der Menschen in's verhängende Joch der Finsterniß zwängt, daß Frankreich erst dann frei genannt werden könnte, wenn das Concordat über Bord geworfen würde. Er glaubte wirklich an die Möglichkeit der Auslieferung des Kapitals an den Staat, der dann die alleinige Vertheilung des Reichthums übernehmen würde, und zwar nach den Bedürfnissen, nicht nach den Verdiensten des Einzelnen. Er forderte die Aufhebung des stehenden Heeres, denn er war gewiß, daß es zur Abwehr eines feindlichen Angriffes vollständig genügen würde, wenn die ganze Bevölkerung der fremden Armee entgegenzöge, grüne Zweige schwingend und Hymnen der Brüderlichkeit anstimmend. Dieser Eindruck würde so überwältigend sein, daß alle die Waffen niederlegen würden, daß der Kampf in allgemeiner Mäßigung enden und die Nothwendigkeit der großen Welt-

republik abbrechen würde. Das sprach er aus, schrieb er, und dafür war er auch bereit, Ströme von Blut, wenn's noth that, selbst sein eigenes, vergießen zu lassen; galt es doch, der Menschheit das höchste Glück zu sichern.

Sein Kind hatte er nach den weitgehendsten Grundsätzen erzogen. Die Mutter, eine verständige, gläubige Frau, hatte gerade noch Zeit gehabt, die arme Kleine taufen zu lassen, ehe sie, viel zu früh, ihr Kind verlassen mußte. Bis auf die unbedeutendste kirchliche Handlung war das junge Mädchen vollständig religionslos aufgewachsen. Sie hatte nie eine Kirche besucht, nie einen Katechismus in den Händen gehabt, natürlich auch keine ernste Communion gefeiert. Mit zwanzig Jahren war diese junge Heidin noch ganz auf dem Standpunkte der Wilden, die von Missionären ihrer Blindheit entrissen werden und die heilige Schrift mit unbefangenen Entzücken lesen und deuten hören wie Kinder, denen man eine recht schöne Geschichte erzählt. Was sie vor den Wilden voraus hatte, war nur ein Nachtheil, denn sie hatte allerdings von Religion gehört, aber nichts als Lasterungen, vom Schöpfer u. u. u., wenn sein Vorhandensein bestritten wurde, von Priestern nur, wenn sie beschimpft wurden. Ein angeborenes, ursprüngliches Mißtrauensgefühl hatte sie vor dem Einfluß dieser gotteslästerlichen Ubräsen bewahrt, die der Vater und seine Genossen ohne jede Achtung für das kindliche Gemüth in ihrer Gegenwart preisgaben. Wie ein empfindliches Muskelhörnchen hatte sie bei solchen Aeußerungen die Schulen zugeklappert, sich in ihr Gehäufte vertrocknet und das Gift von sich gewiesen, vielleicht hatte auch ein Schußengel die Flügel ausgebreitet, um diese Seele unbefleckt zu erhalten. Sie kannte die Religion nicht, aber wie ihr fremd und gleichgültig, sie war in ihrem Innern Partei ergrißen gegen die Menschen, die glauben und beten.

Gewisse Anfangsgründe religiösen Wissens verbandte sie der alten Dienerin, die ihres Vaters Haushalt besorgte, und die, wenn auch keine Beschwärzer, doch, wie die Frauen aus dem Volk meist, kirchlich war. Das einfache Geschöpf hatte ihr in den kurzen Stunden, wo ihr die Arbeit Zeit ließ, das kleine Mädchen auf den Knien zu halten, mangelnd von der heiligen Jungfrau und dem Jesuskinde erzählt. Courcier war aber eines Tages dahinter gekommen, daß sie seiner Auffassung nach dem Kind das Pfaffenamt einimpfte, und selbst diese geistige arme Erzieherin hatte ihren Unterricht aufgeben müssen, wollte sie nicht um ihren Dienst kommen. Auf allen übrigen Gebieten des Wissens war das junge Mädchen wohl bewandert, und ihre Erziehung war in einem Mädchenpensionat vollendet worden. Nachdem die Prüfung bestanden war, hätte das müthige Kind gern Geld verdient und zur Bestreitung des Haushalts beigetragen, dem hatte sich aber der Vater theils aus Färslichkeit, theils aus Eitelkeit widersetzt. Courcier's Tochter ihr Brod verdienen, das ging doch nicht an! Was würden seine Collegen in der Kammer davon denken, die ihn ohnedies ein wenig über die Achsel ansehen, weil man mußte, daß es Knapp bei ihm berging? Nein, nein, sie mußte leben wie die Hausdöchter der besseren Stände, ihre Zeit mit Clavierspielen, Lesen und Stiden ausfüllen; dazu war er nicht Colektiv, daß seine Tochter Geld verdienen sollte. Der gesellschaftliche Ausgleich, worauf er mit allen Kräften hinarbeitete, würde ihm schon zu einem Eintommen verhelfen, worauf dann eine gute Partie des Schicksals seines einzigen Kindes sicherstellen würde. Er wiegte sie in Sicherheit, indem er ihr die glänzende Zukunft ausmalte, und versagte ihr einstweilen wenigstens die bescheidenen Freuden nicht, wonach ihr Sinn fand. Damit sie sich gut kleiden konnte, legte er sich Entbehrungen auf, führte sie in Kreise ein, die seine politische Stellung ihm zugänglich machte; auch das Theater besuchte sie, so oft sich ihm Gelegenheit dazu bot, einen Platz in den officiellen Logen zu erhalten.

Da sie von Natur heiter, lentfam und gar nicht leunisch war, füllte sich das junge Mädchen nicht gerade unglücklich. Sie verbrachte ihre Tage mit allerlei Nadelarbeit und machte für ihren Vater statistische Auszüge aus Verwaltungsakten, oder suchte aus Zeitungen den Stoff zusammen, den er gerade abgelesen hatte. In Begleitung der alten Kofalie machte sie Besorgungen und Spaziergänge, die ihrer Gesundheit zu gute kamen, stand früh auf, ging zeitig zu Bette und konnte schlaflose Nächte nur vom Hörsagen. Das Ergebnis der religionslosen Erziehung wäre wirklich dazu angethan gewesen, dieses System zu Ehren zu bringen. Bis auf den Mangel religiöser Vorstellungen ließ ihr geistiger und sittlicher Zustand nichts zu wünschen übrig. Sie hatte ein feines Pflichtgefühl und richtete ihr Leben danach ein; ihr Rechts- und Anstandsgefühl wies keine Lücken auf. Freilich waren ihr die Kämpfe und Schwierigkeiten des Lebens bisher noch erspart geblieben; noch hatte sie nicht des Trostes und der Stärkung im Schmerze bedurft; kein Sturm hatte ihre Seele verwirrt, und noch nie hatte sie mit Sehnfüß und Bangen die Augen zum Himmel emporgerichtet, um den Stern zu suchen, der nur durch Finsterniß und Gefahr geleitet.

Fünftes Kapitel.

Nachdem Fraulein Courcier vom Einzug des neuen Miethers gehört hatte, füllte sie Tags darauf gleich nach dem Ankleiden das Bedürfniß, Luft zu schöpfen und einem frisch angelegten Astenbett besondere Pflege angedeihen zu lassen. Ihr Vater, der in seinem Arbeitszimmer frühstüdete, war um diese Zeit ganz in seine Zeitungen vertunken und hatte keine Gedanken für sie. Sicher, nicht beobachtet zu werden, bestellte sie, anscheinend zufällig, forschende Blicke auf die Fenster des Zwischengeschosses. Nichts Bemerkenswerthes, Unschuldigeres als dieser Anblick! Blendend weiße, einfache Mussorbänge hingen hinter den Scheiben; nichts rührte sich im Innern. Um diese Stunde öffnete Heinrich ja wohl von hier die Morgenpost für den Vater, und Fraulein Courcier konnte seine Kreuzzüge studiren, ohne die geringste Gefahr, als Spion ertappt und verdächtigt zu werden.

Daß sie nichts entdeckte, war eine Enttäuschung und bereitete ihr sogar einen Verdruß. Sie hatte nicht gerade erwartet, daß die Fensterscheiben wie im Märchen kuffspringen würden und der Prinz aus einer seidenen Strickleiter gierlich herabsteigen und ihr zu Füßen sinken werde, aber diese Stille und Regungslosigkeit, diese undurchdringlichen Dreifenster mit den weißen Vorhängen, die wie blinde Augen in's Weite starrten, das war doch ärgerlich. Es fröstelte sie ordentlich bei dem Anblick, und von unklarer Traurigkeit bedrückt, trat sie gedankenvoll in's Haus zurück.

Nachdem sich ihr Vater verabschiedet hatte, um nach dem Bourbonpalast zu gehen, stand es ihr frei, über ihren neuen Hausgenossen nachzugrübeln, ohne daß Jemand sie der Zerstreuung zeihen würde. Das Mißtrauen, das durch das seltsame Aufkommen der Begegnung in Toulon und dieses Einzugs in ihr Haus erweckt worden war, fühlte sie immer hartnäckiger fest. Weßhalb Heinrich diese Wohnung gewählt hatte, war ihr überhaupt nicht mehr fraglich, sie war aber weit entfernt, sich dieser Unternehmungslust zu freuen. Sie erschien ihr im Geheiß verlegend und verdächtig. Was machte sich denn dieser junge Mann an und was für Pläne konnte er im Schilde führen?

Den ganzen Tag über empfand sie eine gewisse Beängstigung und lauchte angestrengt, ob nicht Schritte über ihr, das Mädel eines Stubles traud ein Geräusch die Anwesenheit des geheimnißvollen Hausgenossen verriethen. Eudlich gegen vier Uhr wurde sie von wehentlich der Spannung entlassen. Die Thüren wurden geöffnet und geschlossen, das Fenster klirzte; Gervais war offenbar nach Hause gekommen. Dann trat wieder tiefe Stille ein — war es der einzige Zweck seines Erscheinens, seine Wohnung zu lüften und dann wieder zu gehen? Was konnte er nur treiben? Wer er denn noch oben? Stand er etwa nur am Fenster, um den Garten zu überwachen? Sie hatte große Lust, hinauszugehen, aber der Muth fehlte ihr. Run rief sie ihre alte Dienerin herein.

„Kofalie, ich habe oben gehen hören, wahrlich! Ist der neue Miether jetzt zu Hause... vielleicht sieht er sich sogar den Garten an. Das ist recht unangenehm für mich... sonst bin ich so gern darin spazieren gegangen.“

„Ja, was geht denn Dich das an, Kind, und wie kann Dir das unangenehm sein? Die anderen Leute im Hause sind auch oft am Fenster, und Du hast Dir nie was draus gemacht. Sie können's Alle sehen, wenn Du an Deinen Blumen bist.“

„Ja, aber sie sind weiter weg! Thut mir den Befallen und sieh einmal nach, ob der Herr noch da ist.“

Die alte Kofalie machte die Thüre nach der Terrasse auf, ging die paar Stufen hinunter und noch einige Schritte weiter in den Garten hinein. Dann drehte sie sich um, sah hinauf und tief mit schallender Stimme: „Gilberte, Du kannst kommen, es ist Niemand da!“

„H! H!“ machte das junge Mädchen, das roth vor Aerger, auf die Terrasse geilt war. „Wenn man auch nicht heraussteht, kann man doch hören!“

„Was nur in Dich gefahren ist, Kind?“ brummte die alte Magd, der diese Vorsichtsmahregeln ganz unverständlich waren. „Was hast Du nur?“

„Nichts!“ warf das junge Mädchen gereizt hin.

Kofalie lehrte ins Haus zurück, während Gilberte auf den schmalen Gartenwegen, die schon mit herblichem Laub bedeckt waren, auf und ab zu gehen begann.

Hinter seinem Vorhang, den er sehr geschickt hielt, um unesehen beobachten zu können, stand Heinrich auf der Lauer und war Augen, wie Ohrenzeuge des kleinen Austritts gewesen. „Gilberte“ hatte die alte Dienerin sie genannt — wie merkwürdig, daß er diesen Namen nicht errathen hatte. Gilberte! Sie konnte ja gar nicht anders heißen! Ein wenig todt, ein wenig romantisch angebaut, stellte dieser Name die Unbedeutendheit und doch so stolze Anmut ihres Wesens, den gleichgültig so harmlosen und so künstlich vollendeten Reiz des Mädchens dar, das so rasch und so unübersehblich Herrschaft über ihn gewonnen hatte. In seiner Unkenntniß hatte es ihm Freude gemacht, sie Sprünge zu taufen, jetzt empfand er es als eine Wonne, ihren wirklichen Namen wiederholen zu können, den Namen, unter dem sie lebte, und ge-

liebt ward. Die Vorsicht und Unruhe des jungen Mädchens bewiesen ihm zum Genüge, daß sie von seiner Gegenwart unterrichtet war, sich mit ihm beschäftigte, daß er ihr nicht gleichgültig war.

Sein Gewissen lebte sich indessen daan auf, den Frieden des jungen Gemüthes zu stören, und er beschloß, sich ihr nicht zu zeigen, die Freiheit ihrer gewohnten Bewegungen zu achten, sie in ihren täglichen Beschäftigungen und bescheidenen Freuden nicht zu beeinträchtigen. Hinter seinem Vorhang verhielt er sich, er sah mit den Augen, blieb aber, so wild sein Herz auch, unbeweglich, lautlos, unsichtbar. Es war eine unbeschreibliche Wonne für ihn, sie in den schmalen Wegen hin- und hergehen, ihren schlanken Fuß die weissen Blätter bei Seite schieben zu sehen. Auch ihr Unbehagen nahm er wohl wahr, er beobachtete die schneuen und doch wieder neugierigen Blicke, die von Zeit zu Zeit flüchtig seine Fenster streiften, er fühlte beinahe, wie sie vor Unabwendbarkeit, sie wollte unbefangener, gleichgültig, unbefangener erscheinen, sie schlenderte lässig umher, aber es reate sie ungläublich auf, nicht zu wissen, ob sie unter'm Bahn seines Blickes stehe oder nicht. Sollte sie feststellen können, ob er da sei, vielleicht daß er ganz gleichgültig oben stehe und sich nicht einfallen lasse, sie zu beobachten, sie würde eine große Erleichterung bald empfunden haben. Ueber eine Stunde wanderte sie ruhelos, ihres Thuns fast unbewußt, so umher, dann brach die Dämmerung herein und sie trat verstimmt, bedrückt in's Zimmer. Unmittelbar darauf hörte sie über sich einen leisen Schritt, eine Thür ward zuemacht, abgeschloffen, dann war Alles still. Gervais hatte seinen Wachtposten verlassen, weil nichts mehr zu beobachten war, jetzt verließ er auch das Haus.

Courcier kam nach einer hümmischen Kammerführung bedrückt als sonst heim. Jacquinot's Besuch, ein Cabinet zu bilden, war gescheitert, und da er sich nicht mit ihm in die Höhe schwingen konnte, sah ihn der einseitige Freund nicht ungern flürzen. Die Niederlage brachte sie einander näher.

„Der arme Kerl!“ sagte er zu seiner Tochter. „Nicht einmal zwölf Republikaner hat er unter einen Hut bringen können, dieser Jacquinot! Sobald sie verarmt waren, hat Jochen ein Grauen vor dem Andern erfaßt! Ohne Zweifel wird jetzt Barollet die Sache zum Abschluß bringen müssen, und der hat wirklich das Zeug dazu... es würde mich gar nicht wundern, wenn er bei mir anklopft... es giebt ja auch Hochminister, bei denen das Hebelhalten weniger in die Waagschale fällt...“

„Aber Du sprichst doch so gut, Papa! Wenn Du hier mit Deinen Freunden...“

„Ja, gewiß! Hier an meinem Kreis, wenn ich nicht unterbrochen werde; aber verliere ich einmal den Faden, dann hat's der Teufel gesehen... Am Interpelliren bin ich stark, denn die Reagierung läßt einem ausreden, und dann handelt es sich dabei um den Antritt, und darin bin ich groß. Aber Entgegen, mitten unter Zwischenrufen, Geiseln, Gefahren... da verwirrt' ich mich, dann ist Alles verloren...“

„Ach, das ist mein Verhängniß! Aber ich werd's zwingen, ich werde meine Nerven stählen und die Zukunft wird mir gehören...“

Die Frage, ob er Erlaubigungen über den neuen Miether habe einzuziehen lassen, schwebte dem jungen Mädchen auf der Zunge, aber sie wagte Heinrich's Namen nicht auszusprechen. Es war ihr, als ob sie damit ihre Seele aufschließen würde und als ob man Alles entdecken könnte, was sie darin verbergen wollte. So verfloßen acht Tage. Courcier war ganz und gar von der Politik erfüllt und schien das Vorkommen des neuen Nachbarn vollständig vergessen zu haben. Zufällig war er ihm seither nicht wieder begegnet und so war er ihm gänzlich aus dem Sinne gekommen. Trotzdem erschienen Heinrich Gervais regelmäßig und eifrig im Hause; gegen vier Uhr kam er und sobald es dunkelte, das heißt, sobald Gilberte aus dem Garten verschwunden war, verließ er die Wohnung wieder. Es traten Regentage ein, was das junge Mädchen die aufgeweckten Wege nicht betreten konnte, dann hörte sie den Miether zwei Stunden lang in seinem Zimmer auf- und abgehen und konnte aus dem langsame, matten Schritt schließen, daß diese Art, die Zeit todtschlafend, wenig nach seinem Geschmaack war. Sie war einmal nahe daran, ihren Schirm zu nehmen und in dem jetzt gerade strömenden Regen wenigstens bis zu dem runden Beet zu gehen, nur damit der arme Junge die Freude hätte, sie zu sehen, unterließ es aber, weil ihr ein solcher Schritt doch zu bedeutsam und bindend vorkam. Sie ergab sich also darin, die Schuhsohlen ihres Liebhabers einen wehmüthigen Trauermarsch ausführen zu hören, und das ununterbrochene, einönige Geräusch genann für ihr Ohr symphonische Bedeuten. Ein Aalgefang, heißes Aehlen, stammelnde Geständnisse hörte sie heraus, wie wenn ein Klopfer ihr Gefühle und Gedanken eines verbanneten Lieben übermittelte hätte.

Courcier war indessen doch nicht so vergeblich, als es den Anschein hatte. Mit der Hartnäckigkeit eines echten Parteimannes seinen Gedanken festhaltend, hatte er sofort den Polgebi-

rektor von dem geheimnißvollen und verdächtigen Auftauchen eines jungen Mannes, der angeblich Gervais heiße, in seinem Hause benachrichtigt. Der Direktor hatte einen seiner Hilfsarbeiter, einen jungen Mann, der wie so viele hier seine Leihzeit im Verwaltungsfach durchmachte, um die Freuden der Hauptstadt zu genießen, mit dieser Nachforschung beauftragt. Sie kostete weder viel Zeit, noch Kopfschmerzen, denn Heinrich that nichts, um seine Spuren zu verwischen. Der Beamte hatte den Weg von der Spontinstraße nach der Behdurgerstraße leicht gefunden, und nach Verlauf eines halben Tages war die Nachricht da, der Miether des Zwischengeschosses in No. 48, der sich Heinrich Gervais nannte, sei der Sohn des Bantiers Baton Trezorier, des Vice-Präsidenten der Handelskammer, eines der reichsten Männer Frankreichs.

Der Zufall hatte es gemocht, daß jener junge Hilfsarbeiter ein Schulkamerad von Heinrich war, ein netter Junge, dem Mangel an Vermögen und Anlage zum Streber in das Verwaltungsfach gelodt hatten. Er überlegte sich die Sache, ehe er handelte. Wenn Trezorier sich in einer abgelegenen kleinbürgerlichen Stadtgegend eine Wohnung zu tausend Franken gemiethet hatte, so steckte da gewiß nichts Staatsgefährliches dahinter, sondern irgend eine Liebesgeschichte, ein Herzangeheiß. War es möglich, ein solches, verheißungsvolles Glück zu stören und mit den plumpen Stiefeln der Polizei heimlich Wege zu betreten, wollebende ihre Seligkeit spazieren führten? Er ließ also Heinrich nicht einmal vorkommen, sondern ging nach dem Frühstück an der Börse vorbei, ließ sich den alten Schulfreund in den Garten kommen und warf ganz unversehens die Frage hin:

„Sag' einmal, Gervais, was für Rante spinnst Du denn in der Spontinstraße?“

Da der junge Trezorier sichtlich erschreckte Miene machte, den ungemüthen Frager mit vornehmer Kälte abzuweisen, sagte er hinzu: „Ja, ja, mein Lieber, die Polizei ist Dir seit zwei Tagen auf den Fersen, und wäre ich nicht gewesen, so hättest Du schon eine unliebsame Ueberraschung erlebt. Bieleicht gilt es Rücksicht zu wahren, gegen Dich oder Andere...“

„Jedenfalls glaube ich kaum, daß Du die staatliche Ordnung umflürzen willst! Ich hab's also für rathsam gehalten, Dir einen Wink zu geben...“

„Der ein großer Freundschaftsdiener bist, mein Alter!“ rief der junge Mann. „Wie soll ich Dir nur danken...?“

„Deine Vermuthung ist ganz richtig... ich bin zur Vorsicht gezwungen... aber ich kann Dir mein Wort darauf geben, daß es sich nicht um Politik handelt. Sag' mir aber, bitte, wer den Auftrag gegeben hat, mich zu überwachen?“

„Ein Abgeordneter von der äußersten Linken, der sich gerne wichtig macht, ein ruhmbetragter Demokrat, hinter dem blutwenig steht, Courcier.“

„Zum Teufel! Aber weshalb ist er mir auffällig?“

„Er will nur wissen, wer und was Du bist, woher Du stammst und was Du treibst. Er ist ein Schalkstropf, der sich einbildet, die ganze Welt drehe sich um seine arbeitsame Persönlichkeit und der für sich selbst die Polizei fürchtet und jagt, es aber nicht verschämt, sie auf Andere zu hegen. Run sag' mir, was für einen Bescheid ich dem Herrn geben soll.“

„Daß ich Gervais heiße und in der Spontinstraße eine ruhige Wohnung gemiethet habe, um ungesüßter Nationalökonomie studiren zu können, wenn Du so gut sein willst.“

„Abgemacht! Begehre aber keine Unbesonnenheiten, damit wir nicht in die Klemme geraten.“

„Darauf kannst Du Dich verlassen, hab' tausend Dank!“

Courcier war vollständig beruhigt, als man ihm mittheilte, der neue Bewohner heiße in der That Heinrich Gervais und beschäftige sich mit harmlosen Studien. Er bestürmte sich auch gar nicht mehr um ihn, bis er an einem Donnerstag gegen vier Uhr abermals im Hof mit ihm zusammentraf, wobei der junge Mann sich nicht mit einem Gruß begnügte, sondern ihn mit ausgesuchter Höflichkeit ansprach.

„Herr Abgeordneter,“ begann er mit einer Verbeugung, die einem gekröntem Haupte Genüge gethan hätte, „ich weiß nicht, ob ich die Ehre habe, von Ihnen wieder erkannt zu werden. Ich hatte schon einmal das Glück, mit Ihnen zusammen zu treffen...“

„Wenn ich mich erkläre, Sie anzusprechen, so wage ich es nur, weil ich weiß, daß ein Mann von Ihrer Bedeutung sich niemals verächtlich von einem Anfänger abenden wird und ehrlichen Fleiß zu schätzen weiß, mag sein Ergebnis auch noch so bescheiden sein.“

Courcier warf sich in die Brust und verlegte in Ton seiner Volksreden: „Ich sehe, daß Sie mich kennen, junger Mann! Genüß ist mein Anteil jedem fleißigen Arbeiter und besonders den Anfängern sicher...“

„Worin kann ich Ihnen nützlich sein?“

„Ich habe eine ausgedehnte Arbeit über den Communismus begonnen und da ich weiß, daß Sie der Hüter der reinen Lehre sind, vertheile ich den heißen Wunsch, über verschiedene einzelne Punkte Aufschluß von Ihnen zu erhalten, damit leidenschaftliche Gegner nicht meine Schwächen als Angriffs-punkt gegen die Sache benützen können.“

(Fortsetzung folgt.)